

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuykill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

K e a d i n g, Penn. Gedruckt und herausgegeben von A r n o l d P u e l l e, in der Süd Gren Straße, Ecke der Cherry Alley, B e h m' s Wirthshaus-Hofe gegenüber.

Jahrg. 6, ganze Num. 305.

Dienstag den 8. Juli, 1845.

Laufende Nummer 45.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Dollar des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monat wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufhebungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Befanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingerückt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen p o s t f r e i eingesandt werden.

Aus der Lebensgeschichte eines Appenzellers, der 10 Jahre in afrikanischer Sklaverei war.

[Von ihm selbst erzählt.]

[Schluß.]

Zwei Ereignisse, welche sich bald darauf zutragen, befestigten mich nicht wenig in meiner Standhaftigkeit. Es waren nämlich unter Andern zwei Sklaven da: der Eine ein Deutscher, seines Bekantnisses ein Lutheraner, Namens Matthias; und der Andere ein Pole, seines Bekantnisses ein Katholik, Namens Ferdinand. Der Erste war, seiner Sklaverei ungeachtet, stets fröhlich und guter Dinge, er war ein friedfertiger, guter Mensch, so viel ich ihn kannte. Es begab sich nun, daß der Pascha an einem festlichen Tage an den Ort hin spazieren ritt, wo Matthias arbeitete. Ich kann nicht sagen, was in dem Matthias vorgegangen war, doch trat er vor den Pascha und sprach gleich die Worte her, welche man zu sagen pflegt, wenn man die türkische Religion annehmen will, und so lauten: Le Allah Al Allah Al Mahomet Nassullalla, das will sagen: Es ist ein einziger Gott und Mahomet ist sein Prophet, oder der Gesandte Gottes. Er wurde gern und freudig angenommen, und es wurde ihm des Festes Name gegeben, welches Dyrum hieß. Er wurde sogleich befreit und in der Lehre Mahomet's unterrichtet. Er kam in's Serail, wo auch ich mich befand. In kurzer Zeit ging mit diesem armen Menschen eine große Veränderung vor; sein Frohmuth verließ ihn bald, und man konnte in seinen Gesichtszügen lesen, daß er seinen überleiteten Schritt schmerzlich bereue. Er suchte die Gelegenheit, sich mir zu offenbaren. Ich merkte seine Gesinnungen, und wich ihm aus, wo ich konnte. Eines Tages, da der Pascha mit seinem Gefolge ausritt, stellte er sich krank, und kam dann in ein Zimmer meines Herrn, wo ich eben mit einigen der Bedienten beschäftigt war. Ich erschrak über seinen Anblick. — Bruder! Schweizer! sagte er zu mir, ich bin unglücklich geworden, ich habe keine Ruhe mehr, weber Tag noch Nacht, mein Gewissen ängstigt mich. Hilf mir, rathe mir, was soll ich thun? Thränen flossen über seine Wangen. Ich wollte ihn trösten, so gut ich's konnte, aber es half Alles nichts. Er versiel in tiefe Melancholie, wurde krank, weigerte sich ärztliche Hilfe zu gebrauchen, und starb in diesem bedauernswürdigen Zustande.

Der Zweite, ein Katholik aus Polen, Namens Ferdinand, war ein junger, schöner Mensch, aber böse und gottvergeßener, fast jedes Wort, begleitete er mit einem Schwur. Er war mit Erstem gefangen worden, und kam auf Manubba in den Garten wo er arbeiten mußte. Der Pascha ritt wöchentlich ein bis zweimal dahin spazieren, und da wußte ihm Ferdinand so zu schmeicheln, daß ihn der Pascha mit sich nach Barbo nahm und zu seinem Hausflaven machte. Er wurde nun immer vermessen und übertrat ein Gebot nach dem andern. So ist z. B. den Hausflaven das Tabakrauchen bei 500 Stockschlägen verboten; das wußte Ferdinand, fehrte sich aber nicht daran, sondern rauchte, wenn er unbemerkt zu sein glaubte. Endlich wurde er entdeckt, und sollte nun die bestimmte Strafe leiden. Um dieser zu entgehen, nahm er seine Zuflucht zu einem verwegenen Mittel. Er fiel nämlich von seiner Religion ab, und wurde Türke. — Zwar war er auf diese Art nicht sehr willkommen, aber doch entging er dadurch seiner Strafe.

Nun wollte er auch mich bereden, seinem Beispiele zu folgen, ich gab ihm aber kein Gehör. Eines Tages kam er zu mir mit spöttischem Lächeln, und sagte: wenn ich deinem Beispiele nicht folge, so bringe er mich in's Unglück. Ich erwiderte ihm: daß ich schon unglücklich genug sei, und nicht auch den Himmel noch verschmerzen wolle. Was Himmel? Ein reformirter Keher kommt ebenfowenig hinein wie ein Türke! schrie er. Ich wurde zornig über

diese Worte und sagte: ob Er denn in den Himmel gehöre? Hierauf gab er mir ein par Ohrfeigen, und sagte, daß es mich gereuen werde.

Nun begab er sich zu meinem Herrn und verklagte mich. Ich wurde sogleich gerufen. Aengstlich warf ich mich zu seinen Füßen, und bat ihn, daß er mir doch erlauben möchte, nur ein par Worte zu reden; denn ein Sklave darf sich sonst gegen einen Türken nicht verantworten. Mir wurde es aber diesmal erlaubt, weil mein Herr diesen Menschen auch schon in etwas kenne gelernt hatte, und ihn wegen seiner groben Ausdrücke nicht wohl leiden mochte. Ich verantwortete mich also vor meinem Herrn so gut ich konnte. Er verwies es mir derb, so mit einem Türken zu reden, und bemerkte noch, wenn ich mit einem Andern so geredet hätte, ich unverzüglich sterben müßte. Ich wußte das wohl, und hätte es auch einem Andern nicht gesagt. Ich küßte meinem Herrn Hände und Füße, und danke ihm für die mir bewiesene Schonung.

Ferdinand, oder wie er seit seinem Uebertritt zur türkischen Religion genannt wurde, Taajr, war mit dem Urtheile meines Herrn über mich gar nicht zufrieden. Er begab sich zum Pascha, um mich da anzuklagen, welcher mich auch sogleich herbeirufen ließ. Ich zitterte bei dieser Botschaft, weil ich wohl wußte, daß mir der Pascha nicht gewogen war. Zitternd trat ich vor ihn. Neben durfte ich kein Wort. Ich wurde gebunden. Der Pascha sagte, er wolle mich vor seinen Augen todtschlagen lassen, und es wäre auch gewiß geschehen, wenn nicht die göttliche Vorsehung mich in dieser Gefahr beschützt hätte. Und das ging so zu: Es befand sich am Hofe ein Däne, der ein Günstling des Pascha's war, und dieser ergriff meine Partei. Er sagte, daß er alle Worte gehört habe, welche ich zu Taajr gesprochen, und daß sie von keiner Bedeutung gewesen seien. Ueberdies kam auch noch mein Herr und half mir ebenfalls.

Nachdem der Pascha seinen Muth an mir abgekühlt und mit eigenen Händen mir etliche 30 Stockschläge aufgemessen hatte, und auch meine Wertbeidiger nicht nachlassen für mich zu bitten, so ließ er mich endlich wieder los, mit den Drohworten: Du Hund! ich werde Dich einandermal finden. — von diesem Pascha mußte ich in der That vieles erleiden; denn da mein Herr als Kammerherr seine Zimmer dem Pascha gerade gegenüber hatte, so daß dieser mich immer sehen konnte, so oft ich in Geschäften meines Herrn aus- und einging, rief er mich oft, nur um mir wieder einige Backenstrieche zu geben, oder mir in's Gesicht zu speien, oder den Schuh in den Hintern zu geben und zu sagen: Geh, du Hund!

Taajr, der nicht nur mir, sondern auch andern Unglücklichen so viel Böses zugefügt, bekam endlich seinen verdienten Lohn auch. Denn, da er im Geheimen immer wieder rauchte, und eines Tages eine kleine Tabackspfeife fallen ließ, die er in der Tasche hatte, so bekam er auch seine 500 Stockschläge, und wurde aus dem Serail entfernt. Ich war über seine Entfernung sehr froh, denn er hätte nicht nachgelassen, mich zu kränken und zu beleidigen wo er konnte, und an Gelegenheit fehlte es ihm nicht. Wie andere Sklaven mußte er wieder arbeiten. Das Tabakrauchen gab er noch nicht auf, und hatte das Mißgeschick, daß er auf sein Pfeifenrohr niederfiel, und sich ein Auge austach, wodurch er sehr entsetzt wurde.

Vor diesem Menschen hatte ich nun freilich Ruhe, der mich anstatt von meiner Religion abwendig zu machen, vielmehr in derselben befestigte; aber meine Lage war immer noch schlimm genug. Ja, Tage der Betrübniß und des Kummers hatte ich viele, und selbst die Nächte waren nicht besser. Wenn ich von des Tages Hitze und Last ermattet war — dann mußte meinen Herrn, wenn er auf die Jagd ritt, nachlaufen, und ihm Gewehr

und andere Sachen nachtragen — und des Nachts mich nach Ruhe sehnte, so durfte ich doch nicht schlafen, sondern mußte dem Herrn mit einem Fächer mehr als die halbe Nacht hindurch Kühlung zuwehen, damit er sanft und ruhig schlafen könnte. Vor Sonnenaufgang, mit Tagesanbruch schon mußte ich wieder auf den Füßen sein, und zwar um für meinen Herrn Wasser zu holen und zu wärmen; denn des Morgens wuschen sich die Türken mit warmem Wasser, ehe sie ihr Gebet verrichteten.

Bereits neun Jahre hatte ich in der Sklaverei zugebracht, und die Hoffnung auf Erlösung nie aufgegeben, als im Herbst 1805 auf einmal die Nachricht kam, Frischknecht und ich sollten befreit werden. Da ich aber die Hartnäckigkeit meines Herrn nur zu wohl kannte, so konnte ich mich über diesen Bericht doch nur halb freuen. Er hatte mir oft gesagt: Hund! Du mußt hier freipiren; und diese Worte wiederholte er auch, als sich der Kaufmann meldete, der unsern Verkauf besorgen sollte. Je dringender der Kaufmann bat, desto beharrlicher weigerte sich mein Herr mich loszulassen. Die Muthlosigkeit und Niederdrücktheit, welche ich empfand, konnte ich nicht beschreiben.

Bald nachher fand ich Gelegenheit, mit dem menschenfreundlichen französischen Gesandten zu sprechen, und ihn zu bitten, daß er doch unsere Erlösung befördern möchte. Ich stellte ihm vor, daß wir auf einem genuesischen Fahrzeug und unter genuesischer Flagge geraubt worden seien, und da jetzt Genua zu Frankreich gehöre, so sei es ihm ein Leichtes uns mit andern Genuesen, welche ebenfalls in Sklaverei waren, zu erlösen. Er gab mir zur Antwort, er wolle sein Bestes thun, und befohl mir zugleich, ihm ein genaues Verzeichniß aller Deutschen, welche unter genuesischer Flagge gefangen worden seien, mit Angabe ihres Tauf- und Geschlechts-Namens, und woher, einzuhändigen. Ich that es, und Gottlob! es hat geholfen.

Im Frühjahr 1806 bekam der Gesandte Befehl, alle Genuesen zu erlösen. Uns zwei, Frischknecht und mich, setzte er auf die gleiche Liste, und verlangte nun vom Pascha die Lösung von 180 Personen. Der Pascha sagte ihm anfänglich, daß er die Sklaven nicht anders als für das bestimmte Lösegeld frei lasse. Der Konsul erwiderte, daß er dieselben als ein Geschenk für den Kaiser Napoleon von ihm begehre. Ueber dieses Begehren wurde der Pascha zornig und befohl ihm, sich zu entfernen. — Da es aber Gewohnheit ist, daß die hier sich aufhaltenden Christen alle Freitage, welches der Türken Sonntag ist, beim Pascha sich einzufinden, um ihm ihre Aufwartung zu machen und die Hand zu küßen, so kam das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand. Der Pascha sagte zum Konsul, daß er ihm die bewußten Sklaven um das halbe Lösegeld verabsolgen lassen wolle. Der Konsul bot ihm für Jeden 100 spanische Thaler, worüber der Pascha wieder zornig wurde, und ihm die Weisung gab, nicht mehr vor ihm zu erscheinen. So verfloßen etliche Wochen ohne daß der Konsul sich sehen ließ. Nach einiger Zeit berief ihn aber der Pascha wieder von selbst, und sagte: er wolle ihm dieselben, Seden um 400 spanische Thaler lassen. Der Konsul bot ihm 200, mit der Bemerkung, daß jetzt eben ein Schiff segelfertig sei, um nach Frankreich abzufahren, und daß er des Pascha's Gesinnungen dem Kaiser bekannt machen wolle. Der Pascha hierüber entrüstet, sagte, daß er den Kaiser gar nicht fürchte und sich nicht um ihn bekümmere, und ließ den Konsul gehen. Vor Verluß einer Viertelstunde ließ er ihm aber wieder holen, und versprach, sie ihm für 300 Thaler zu geben. Der Konsul willigte endlich ein, u. begehrt vom Pascha eine schriftliche Vollmacht, daß er die Personen an den verschiedenen Orten abholen möchte, wo sie arbeiteten, und erhielt sie.

Jetzt sagte mein Herr zu mir: Wenn gleich alle Sklaven ausgelöst würden, so

lasse er mich doch nicht gehen. Ich konnte ihm nur mit Thränen antworten. Nachdem der Konsul alle anderen beieinander hatte, kam er nach Brado, um auch mich abzuholen. Er erhielt aber abschlägige Antwort von meinem Herrn. Ich lasse diesen Hund nicht fort, sagte er. In meiner äußersten Bestürzung sagte ich den Konsul bei seinen Kleidern und sagte, ich lasse ihn nicht los, entweder wolle ich mit ihm gehen, oder jetzt gleich zu seinen Füßen sterben. Dies war freilich ein gewagter Schritt, in meiner Lage aber zu entschuldigen. Mein Herr ward anfänglich zornig, nach einigem Besinnen sagte er aber: Geh, packe Dich Du Hund! Ich mag Dich Undankbaren nicht mehr sehen. Wie gerne ich diesen Abschied hörte, läßt sich denken. Dieser mir unvergeßliche Tag war der 10. August 1806. Nun nahm ich Abschied von den zurückbleibenden Unglücklichen, und trat frohlockend mit meinem Befreier den Weg nach Tunis an. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie mir zu Muth war. In Tunis blieben wir noch eine Woche, feierten den 15. August noch mit großen Freuden das Napoleonsfest und gingen dann den 20. zu Schiffe. Neun Tage nachher langten wir wohlbehalten in Livorno an, wo wir 40 Tage Quarantaine halten mußten. Von da fuhr ich nach Genua und bekam daselbst von dem schweizerischen Geschäftsträger Keisegeß und Pässe. Unsere weitere Reise machten wir zu Fuß, und das heißeste Verlangen nach unserm Vaterland und unsern Familien beflügelte unsere Schritte. Den 14. November 1806 langten wir glücklich bei den lieben Unsrigen an, nachdem unsere Sklaverei volle 10 Jahre gedauert hatte.

Hinrichtung

des Mörders Henry M'Curry. [Aus dem „deutschen Correspondenten.“] Baltimore, 28. Juni. — Wir hatten hier gestern abends das traurige Schauspiel einer Hinrichtung. Henry M'Curry, ein geborner Irländer, wurde wegen der Ermordung eines unsrer Stadt besuchenden Fremden, Paul Roux, nach den Befehlen zum Hängen verdammt und diese Strafe gestern Mittag um halb nach 11 Uhr an ihm vollzogen. Ein Rückblick auf die Allen gewiß hinreichend bekantnen Motive der Gräueltat M'Curry's und auf sein unglückliches Opfer Paul Roux, führen uns in dem Hingerichteten einen jener schenslichen Verbrecher vor, deren leider unsere gegenwärtige Zeit manche aufzuzeigen hat. Das hiesige Gesetz bestimmt, „daß der welcher das Leben eines Bürgers willkürlich vernichtet, sei nun der Mord nur Mittel, oder Zweck, der hebt die Grundbedingung der bürgerlichen Gesellschaft u. des Rechts auf; er macht sich also, weil das Recht gegenseitig ist, durch seine Handlung selbst der Rechte, die er zerstört, des Lebens überhaupt verlustig.“ Wir fühlen uns nicht berufen, diese Bestimmung unsrer Straf-Code's zu beleuchten. Die Ansichten und Meinungen darüber sind so getheilt, daß wir uns schwerlich darüber aussprechen könnten, ohne der Parteilichkeit beschuldigt zu werden. Eine Frage möchte hier aber wohl am rechten Orte sein, und zwar die: ob durch eine derartige Hinrichtung, wie die eben erlebte, ein vortheilhafter Einfluß auf die öffentliche Moral ausgeübt wird? — Wir glauben nicht. Die schreckliche Handlung der Hinrichtung eines Individuums wird von der rohen Masse des Volkes eher als ein öffentliches Fest, wie ein warnendes Beispiel für solche Menschen angesehen, die den Keim des Verbrechens in ihrer Brust nähren und dadurch bei dem Vorhaben von Missethaten zurückgekehrt werden sollen. Es war gestern unsere unangenehme Pflicht, als Berichterstatter uns unter der ungeheuren Masse der Versammelten zu bewegen, welche von nah und fern zur Verwöhnung dieser Hinrichtung herbeigeströmt waren.

Wir wollen nicht verkennen, daß hier und dort sich wehmüthige Gefühle kund

gaben, als der unglückliche Verbrecher dem letzten Augenblicke seines Lebens, welches früher die Hoffnung einer schönern Zukunft näherte, nahe; aber leider beschränkten sich diese nur auf Wenige, bei Weitem die Meisten schenken der traurigen Scene nur die Aufmerksamkeit, welche man bei Stiergefächten, Hahnenkämpfen u. Klopffechtereien hegt und selbst eine bedeutende Anzahl Toner, welche man zu dem „zarten Geschlechte“ zu rechnen pflegt, (deren Anwesenheit wir doppelt unanständig fanden) schien mit Wohlgefallen der Hinrichtung eines Mittelmenschen zuzusehen. Die feierliche Stille, wodurch die Ceremonie der Hinrichtung den Charakter erhält, mit welchem wir als „civilisirte Menschen“ bei dem einmaligen Befehlen der Todesstrafe sie ansehen sollten, waltete nirgends. Vom frühen Morgen des gestrigen Tages bis nach der Hinrichtung war der innere und äußere Plag des Gefängnisses und alle umliegenden Hügel, von welchen aus man einen Blick auf den Galgen, welcher an seinem frühern Plage wieder errichtet, werfen konnte, mit unzähligen Menschen angefüllt, die auf eine laute Weise des Augenblickes harrten, wo das schreckliche Schauspiel beginnen würde.

Die Scene der Hinrichtung führte uns in den Gefängnißhof, wo eben (es war 11½ Uhr) M'Curry in der Armenfunderkleidung, begleitet von zwei Geistlichen unter Bedeckung des Scheißes Tracey und des Gefängnißwärters Soller, erschien und sich in langsamen Schritten unter feierlichen Gebeten der Geistlichen, dem Galgen näherte. Der Verurtheilte sah bleich und angegriffen aus, sein Schritt war schwer und wankend. An der zur Plattform des Galgens führenden Treppe angekommen, mußten ihn die Geistlichen mehrmals stützen um ihm das Ersteigen seines letzten Lebensweges möglich zu machen. Oben angekommen, knieten die Geistlichen und der Gefängnißwärter mit dem Verbrecher nieder, während einer der Ersteren, Hr. Coskery, die Gnade und Vergebung des Höchsten auf den Verurtheilten herabschlehte. Der genannte Prediger sagte hierauf dem Unglücklichen noch einige Trostworte in's Ohr, während dieser dem Gefängnißwärter Soller ein kleines silbernes Kreuz überreichte und Hr. Tracey näherte sich nunmehr dem Verurtheilten, befestigte den Strick um seinen Hals, zog ihm die Kappe über den Kopf, und verließ ihn, indem er ihm noch einmal, wie auch seine andern Begleiter gethan hatten, die Hand drückte.

Am Fuße des Galgens angekommen, (es war 20 Minuten vor 12 Uhr,) ließ der Scheriff die Klappen der Plattform plötzlich fallen und der Verbrecher schwebte zwischen Himmel und Erde. Seine Hände, welche anfangs über der Brust zusammengelegen waren, fielen schlaff am Körper herunter, und nach mehrmaligem heftigen und krampfhaften Zucken, war ungefähr 3 Minuten nachher das Leben gänzlich aus ihm gewichen. Man ließ den Leichnam bis 12 Uhr hängen, worauf er abgenommen, und nach ärztlicher Untersuchung in ein unter dem Galgen stehendes braunes Sarg gelegt wurde.

Ueber die letzten Lebensstunden des Hingerichteten erfahren wir, daß er sich um 1 Uhr des Nachts zu Bette begeben und bis 5 Uhr anscheinend eines gesunden Schlafes erfreut habe. Um diese Zeit wurde er geweckt, damit er sich für das Ende seines Lebens vorbereite. Er stand demzufolge auf, zog sich ziemlich ruhig an und schien getrost seinem Tode entgegenzusehen. Der Pastor Coskery kam um 7½ Uhr in die Gefängnißzelle und blieb einige Zeit mit ihm allein, in religiösen Unterhaltungen beschäftigt. Um 10 Uhr fand sich in der Person des Hrn. Hickey noch ein anderer Geistlicher ein und M'Curry schien mit Innigkeit an den Gebeten der Weiden theilzunehmen. Wir stateten um diese Zeit der Zelle ebenfalls einen Besuch ab und wurden von dem Verurtheilten, wie alle andern Eintretenden,